



Maybach.

Erlebtes und Erschautes von G. Klein.

Ein Tag wie jeder andere. Ein stiller Oktobertag. Fein und pulverig rieselt Regen. Im Bergmannsdorf richtet die Hausfrau schon das Mittagessen, der Tisch ist gedeckt. Hungrig stehen die Kleinsten und warten auf den schweren wohlbekannten Schritt des Vaters. Die Zeit ist schon vorbei. Wo Vater heut nur bleibt? Die Frau guckt sträufelnd, wartet, aber immer noch kommt der Vater nicht.

Der Schrecken im Dorf.

Plötzlich, wie ein wildes Tier, springt panischer Schrecken ins Dorf. Erst schleicht es ganz heimlich, ein Geräusch, ein Tuscheln geht durch die Straßen. Keiner weiß etwas bestimmtes. Ein Unglück, heißt es, nein, nicht schwer, es wird irgend eine Kleinigkeit passiert sein. Frauen ergehen sich in Vermutungen, Männer,

alte Pensionäre, die die Grube kennen, geben fachmännischen Aufschluß. Dann stehen die Leute schon in Haufen zusammen, heftig und viel wird geredet. Einer kommt, ein Junger, der auch in Maybach schafft: „Wenn dort etwas passiert sein sollte, dann ist's schlimm,“ sagt er, „die Grube steckt voll Gas und Feuer.“

Die Frauen sind schon verzweifelt. Wirr und hastig kommen die Fragen. Wo bleibt die Frühschicht? Noch niemand ist da von der Frühschicht, mein Mann auch noch nicht. Ach Gott, wenn ihm nur nichts passiert ist. So gehen Hoffnung, Angst und Bangigkeit durch den Ort, graue Sorge geistert durch die Stuben. Viele sind es aus dem kleinen Ort, die noch nicht zurück sind. Die Hälfte der Männer schafft in Maybach.

Ein Schrei. Hart und grell klingt er. War's Freude, war's tiefe Angst? — Nein. Dort kommt einer gelaufen. Der Vater ist's. Wie er's eilig hat heimzukommen. Schon stürmt die Frau ihm lachend und weinend entgegen. Und nur einige Schritte von den eben noch heftig debattierenden Menschen fliegt eine Frau an den Hals des schwarzen Bergmanns. Eine Freude, eine Wiedersehensszene, die so mitten im grauen Alltag, so mitten in Angst und Sorge erschütternd wirkt.

Er bringt die ersten sicheren Nachrichten. Nein, von der Frühschicht ist alles ausgefahren. Nur die Mittagschicht hat's betroffen. Wer von der Frühschicht



noch nicht da ist, hilft bei den Rettungsarbeiten. Wie ein Lauffeuer geht die tröstliche Kunde durch's Dorf, denn gerade zur Frühschicht waren die meisten Männer des Ortes eingefahren.

Die Leute, die in den Gassen wohnen, hören die Kunde etwas später. Plötzlich steht eine Mutter im Menschenknäuel. „Unser Willi,“ sagt sie, „ist heute mittag angefahren. Der kommt noch. Der kann gut laufen. Dem ist nichts passiert. Nein, der Willi kommt!“ Und keiner wagt der Mutter die Hoffnung zu rauben. Mit unerschütterlicher Geduld, stundenlang steht die Frau an der Straße, blickt immer nur die Straße hinab, wo er herkommen muß. Der Vater, selbst alter Bergmann, geht mit hundert anderen Bergleuten nach der Unglücksgrube. Es dunkelt schon, als der gramgebeugte alte Mann zurückkehrt. Schwer und langsam ist der sonst noch feste Schritt, und als er ganz unten noch allein um die Ecke biegt, sinkt die Frau oben an der Straße lautlos zusammen.

Die beiden Brüder.

„Erwin, mach' doch, daß Du fertig wirst, der Joseph geht schon, steck Dein Schichtbrot ein und mach', daß Du fortkommst!“ „Ach Mutter, dränge doch nicht so. Mir schmeckt's heut noch nicht. Weißt Du, wenn man acht Tage Urlaub hatte, dann ist die erste Schicht nichts schönes.“ „Na Erwin, Du wirst doch nicht etwa daheim bleiben wollen? Heute sind die Zeiten so schlecht, daß man keine Schicht versäumen darf. Geh' nur, mach' Dich fertig. Der Zug geht gleich. Hast Du Dein Brot?“ — „Also, adieu Mutter!“ „Gut Schicht, Ihr Bube!“ Freundlich lächelnd guckt die Mutter ihren zwei strammen Buben nach. Gut gezogen, anständig, nett und folgsam, sind die beiden der Mutter ans Herz gewachsen. Die Buben sind fort. Jetzt schnell wieder Essen gerichtet. In zwei Stunden muß der Vater von der Frühschicht kommen. — — —



Längst ist die Zeit vorbei. Vater kommt nicht. Wo er nur bleiben mag? Schon geistert die Unglücksbotschaft durch's Dorf. Sterbensschwach wird's der Frau. Was machen? Wohin? Es hilft nichts. Helfen kann nur Hoffen, Harren und Beten. Und sie holt den Rosenkranz, weint und betet mit tiefgläubigem Herzen.

Ein schwerer, harter Schritt. Im Dunkel vor der Tür steht der Mann. Stumm geht er ins Haus. Still sitzt er, den Kopf in beide Hände gestützt. Jetzt erst kommen dem alten, harten Knappen die Tränen. Und nun weiß die Mutter, daß ihre Söhne verloren sind. Kein Wort hört man. Nur bitteres unterdrücktes Schluchzen. Die Fittiche des Todesengels rauschen durch das Haus.

Endlich faßt sich der Mann und erzählt. „Ich war schon ausgefahren. War gewaschen, hatte die Lampenmarke abgegeben, als ein Getöse wie von einem Erdbeben durch die Erde ging. Was war das? Mein Gott, als alter Bergmann mußte ich sofort, das war eine Schlagwetterexplosion. Meine beiden Buben

sind unten. Sofort mit den ersten Rettungsmannschaften ohne Sauerstoffgerät bin ich eingefahren. Schwefeliger Qualm schlägt uns entgegen. Rufen, Schreien hört man in den Strecken. In wilder, blinder Hast kommen aus allen Richtungen halbangezogene nackte Knappen gerannt. „Abteilung 9. Furchtbare Explosion. Alles in Trümmer.“ Das ist alles, was die furchtbar erschreckten Menschen sagen können. Langsam gehen wir vor, dem Arbeitsfeld von Abteilung 9 zu. Schwach nur leuchten die Grubenlampen. Ringsum Staub und Qualm. Wir finden die ersten Toten. Und dann — finde ich meine beiden Buben. Auf der Flucht hat sie das Gas erreicht. Sie liegen zusammen, halten sich im Tod noch eng umschlungen. Der eine hat beide Arme fest um den Hals des anderen gelegt, so, als wollten sie zusammen Schutz vor dem Ungeheuerlichen suchen. Friedlich lächelnd liegen sie beieinander. Die lächelnden Gesichter zeigen, daß einer dem anderen doch den frühen Tod leicht gemacht hat. Und dann habe ich meine beiden toten Buben jutage gebracht.“

Kein Wort weiter konnte der Mann mehr sprechen. Und vor dem tiefen namenlosen Leid, vor dem schaurigen Erleben des armen Vaters war es zwecklos, Worte des Trostes zu suchen.

Hart und schwer hatte es den Mann gepackt. Er war an dem einen Tag alt und grau geworden. Und doch ein harter Bergmann — ein echter Knappe.

Kameradschaft.

Ein furchtbares Beben geht durch den Berg. Staub und Qualm erfüllen Strecken und Querschläge. Die Lampen erlöschen. Erschrocken und dunkel stehen die Knappen. Etwas Schreckliches muß passiert sein. Schweflig heißender Qualm steigt auf, zieht mit der Luft durch die unterirdischen Gänge, füllt die Lungen und macht das Atmen schwer. Ekler Brandgeruch gesellt sich hinzu. Jeder weiß, was das bedeutet.

Ein Laufen hebt an. Ein Rennen und Hasten ums nackte Leben, und der Tod läuft mit um die Wette. Keuchend und stampfend rennen die Leute den Hauptstrecken, dem freien Wetterstrom zu. Keine Zeit, um den abgelegten Schweißkittel zu greifen, keine Zeit, um irgend etwas mitzunehmen. Halb angezogen, teilweise ohne Schuhe und Strümpfe, läuft alles. Jeder warnt und ruft, um abseitschaffende Kameraden auf die drohende Gefahr aufmerksam zu machen.

Jäh wird der Lauf unterbrochen. Umgestürzte Kohlenwagen, ein niedergegangener Bruch versperren den Weg. Zurück, wieder zurück ins Verderben. Ein anderer Weg muß eingeschlagen werden. Hier geht's nicht weiter.

Plötzlich ein leises, unterdrücktes Stöhnen. „Du, Kumpel, langsam, ein Kamerad liegt hier. Wir müssen ihn mitholen, denn hier sucht und findet ihn niemand. Komm, hier im Querschlag muß es sein.“ Verteufelt, hier steht auch noch Gas. „Halt, dort muß er liegen, seine Lampe brennt noch. Gott sei Dank, wenigstens eine Lampe.“ „Kumpel, Wasser,“ ist das erste, was der Verletzte verlangt. Und trotz der immer stärker werdenden Gefahr geht einer mit der Lampe auf Wassersuche.

Schwer verbrannt ist der Verletzte, an Gehen oder Tragen nicht zu denken. Die Strecken sind zu niedrig.

Gierig schlürft der Verletzte das schale Wasser. Ein Kohlenwagen wird aufgestößert, der Verletzte, so gut es eben geht, hineingebettet, und unter ungeheuren Anstrengungen fahren die zwei Knappen ihren verletzten Kameraden zum Förderschacht.

Die Rettungsleute.

Junge, prächtige, gesunde Menschen. Stramme, tapfere Kerle. Achten weder Gefahr noch Hindernisse, weder Schrecken noch den grausigen Tod.

Vier Tote, bis zur Unkenntlichkeit verbrannt, bringt der Förderkorb nach oben. Zwei Rettungsleute begleiten den traurigen Zug, entsteigen dem Korb, den Helm unterm Arm.

„Wie sieht's aus unten?“ „Du, das kann man nicht sagen, das ist so erschütternd, so grausig, so furchtbar, daß man darüber kaum reden kann. Weißt Du, ich bin jetzt schon zum drittenmal eingefahren. Toll sieht's da unten aus. Schwer ist's zu arbeiten mit dem Rettungsgerät. Die Hitze bringt uns nahezu um. Der Schweiß fließt in Strömen. Atmen ist nur noch ein pfeifendes Keuchen.“

„Wie bringt ihr denn die Leute heraus?“

„Ja, dazu muß man Nerven haben. Das ist bei Gott keine leichte Sache. An Tragen ist meist nicht zu denken. Die Strecken sind zu. Die Stempel geknickt. Das Hangende nachgebrochen, beladene und unbeladene Kohlenwagen überall zwischen die stürzenden Stempel gezwängt. Viel harte Arbeit kostet es schon, überhaupt vorwärts zu kommen. Meist sind die in der Eile hergestellten Durchbrüche so eng, daß wir gerade durchkriechen können. Fast alle Toten müssen wir eben mit untergeschobenen Decken über Geröll und Kohlen schleifen. Weißt Du, die Einzelbilder, die man sieht, sind herzergreifend. Einen haben wir gefunden, der hatte die Hände wie zum Gebet gefaltet, der andere hatte die Finger tief in den Boden verkrampft, einer stand aufrecht neben einem

starken Holzpfeiler, schwarz, bis zur Unkenntlichkeit verbrannt. Wieder einen anderen haben wir oben aus einem Gewirr von Holz, Gestein und Faschinenbündeln herausgezerrt. Die Explosion hatte ihn mit einer derartigen Gewalt nach oben geschleudert und er war so fest eingeklemmt, daß wir lange schwer schaffen mußten, um ihn überhaupt freizubekommen.

Grausig ist's. Und mit zäher Kraft hält der Berg seine Opfer gefangen. Entschuldige bitte. Gleich muß ich wieder einfahren. Es liegen noch so viele unten. Aber lebend werden wir wohl keinen mehr herausbringen.“

Festen Schrittes ging der Rettungsmann dem Schachteingang zu. Ein herrliches Beispiel treuer Kameradschaft und heroischen Opfermutes.



Selig sind die Langsamen.

„Jakob, dann mach doch, daß Du endlich fertig wirst. Der Peter geht schon und Du sitzt immer noch am Mittagstisch. Du bist ein richtiger Gottestrendler. Jeden Tag die gleiche Leier. Immer muß ich an Dir schwätzen und schaffen, daß Du überhaupt fortkommst. Guck' nur, der Peter geht schon.“

„Ach, hör' doch auf mit Deinem Bejammer. Es ist noch Zeit. Meine Uhr geht richtig und nach der geh' ich fort.“

„Du mit Deiner Uhr,“ sagt die Mutter. „Zweimal hast Du in den letzten vier Wochen keine Schicht gekriegt, immer wegen der Uhr. Der Zug wartet doch nicht auf Dich.“

„Papperlapapp, ich hab' noch Zeit. Alles übrige ist mir egal. Ich muß doch schaffen geh'n und nicht Du,“ sagt Jakob und drückt sich noch ein Weilchen. Dann rollt er seinen Schweißkittel fein säuberlich zu, grad so, als ob dies die wichtigste Arbeit von der Welt wäre, bindet sachmännisch sein Hängeseil drum, wirft's Bündel über die Schulter, steckt sein Schichtenbrot ein und geht ganz gemächlich mit einem mürrischen Gruf hinaus.

Meist haben die Mütter recht. Der Zug und Bruder waren fort, als er zum Bahnhof kam, und Jakob konnte mit seinem säuberlich geschnürten Bündel wieder nach Hause gehen. Den Empfang daheim kann man sich ausmalen. Müttern hat keine zarten Ausdrücke gebraucht, hat geschimpft und gewettert — aber an der Tatsache, daß Jakob für den Tag keine Schicht bekam, war leider nichts mehr zu ändern.

Und diese Trägheit hat den zweiten Sohn der Mutter vor dem schrecklichen Schicksal des ersten bewahrt. Peter, der Älteste von beiden, ist unter den Opfern von Maybach gewesen. Ein Trost nur blieb der schwergeprüften Mutter, daß die unrichtig gehende Uhr den zweiten ihrer Söhne vor dem furchtbaren Bergmannstod verschont hat.

Und heute noch, wenn man dem Jakob begegnet und das Gespräch trifft sich, oder wenn die Mutter wegen seiner Trendelei wieder schimpft, dann gibt er nicht ganz zu Unrecht zur Antwort: „Selig sind die Langsamen . . .“

In Memoriam.

Alle Wunden heilt die Zeit. Wie aus weiter Ferne dringt heute die Kunde des schrecklichen Geschehens an unser Ohr. Verblaßte Erinnerungen drängen sich auf, und doch, wer könnte jetzt schon die braven Knappen vergessen haben, die auf so tragische Weise ums Leben kamen.

Die Frauen, denen der Gatte genommen, die Kinder, die den Vater verloren, die Mütter, die ihre Söhne nur noch als schwarze Mumie wiedersehen, ihnen allen ist das wundwehe Herz noch nicht geheilt. Und doch, wie erhebend war die spontan einsetzende öffentliche Teilnahme. Wie ein Mann stand das ganze Saarvolk zu seinen Bergleuten, ein Zeichen innerer Verbundenheit, volkhafter Zusammengehörigkeit.

Ueber den Gräbern der Knappen wölben sich die Hügel, verwitterte Kränze, verblaßte Schleifen, reden heimlich-leise von den Tagen der Trauer, die ein ganzes Volk erschütterten. Blühende Sommerblumen leuchten zwischen den düsteren Kreuzen, als wollten sie alles vergessen lassen, den Kummer und die Herzensnot.

Uns bleibt eins zu tun. Derer zu gedenken, die so jäh und rasch, in der Blüte der Jahre, der Berggeist aus unserer Mitte gerissen, und ihrer nicht zu vergeßen.